

Lutz Wingert

Wohin man in dieser Welt auch reisen mag, man nimmt immer dieselbe Menge Raum ein.

(Traditionelles Ur-Lalawei-Spruchwort)



Geboren 1958 in Stuttgart. Bürger der Bundesrepublik Deutschland. Nach dem zivilen Ersatzdienst Studium der Philosophie, Soziologie und Geschichte in Bielefeld, Bochum und Paris. Promotion (1990). Davor Leibniz-Stipendiat der Deutschen Forschungsgesellschaft in Frankfurt am Main, danach wissenschaftlicher Assistent am Fachbereich Philosophie der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Habilitation in Philosophie 1999. Privatdozent am Institut für Philosophie der Goethe-Universität. 1999/2000 Vertretungsprofessuren für Philosophie. Bisherige systematische Arbeitsgebiete: Erkenntnistheorie, Theorie der Subjektivität, Ethik – alles mit einem gewissen sprachanalytischen Einschlag; politische Philosophie mit Sichtkontakt zur Soziologie und Politikwissenschaft. Historische Arbeitsgebiete (bislang): Deutscher Idealismus (Kant, Hegel), französische Existenzphilosophie. – Adresse: Johann Wolfgang Goethe-Universität, Fachbereich Philosophie, Postfach 11 19 32, 60054 Frankfurt am Main.

Beim Essen, nein – nicht beim Small-Talk gefährdeten Candle-Light-Dinner donnerstagabends, sondern beim informellen, leichten Mittagessen fragte mich ein Fellow unter dem Eindruck der bisherigen Dienstagskolloquien: „Warum versuchen Geisteswissenschaftler im Gegensatz zu Naturwissenschaftlern so wenig, ihre Überlegungen zu visualisieren?“ Ich war noch nicht mit meinem Vortrag dran gewesen und spürte somit keine Anfechtung in der Frage. „Wie“, fragte ich zurück, „lassen sich Stärkegrade von Behauptungen und Stufen des Überzeugtseins genauer als durch ein argumentgeleitetes Reden und mit Hilfe von Wörtern wie „nicht wirklich“, „ohne Zweifel“, „folgt aus“, „plausibel“, „bildet keinen kontra-

diktorischen Gegensatz zu“ usw. anzeigen? Wie sonst?“ – „Durch Graustufen.“ – war die zögerliche Antwort. Sie überzeugte mich nicht.

Aber es wurde mir im Laufe meines Aufenthalts am Wissenschaftskolleg klarer, daß es auch bei einem schmucklosen, analytischen Stil des Philosophierens eine schriftstellerische Dimension gibt. Diese Dimension erschöpft sich nicht in Signaturen der Abfolge „Problem – Lösungs idee – Argument“ oder in einem hilfreichen *sign posting*. Sie umfaßt auch ein Gespür für Bilder. Bilder, die uns bei der Beschreibung eines hartnäckigen Problems gefangenhalten oder die durch Anschauung einen intuitiven Zugang zu den Argumenten verschaffen, die einer Lösung des Problems dienen.

Das Problem, mit dem ich mich in meiner Zeit am Wissenschaftskolleg vornehmlich herumgeschlagen habe, hat mit der Beziehung zwischen dem menschlichen Geist und der Welt unter erkenntnistheoretischen Gesichtspunkten zu tun. Wie sind zwei Bestimmungen dieser Beziehung zusammenzubringen? Einerseits handelt es sich um ein Indifferenzverhältnis, das wir in der Erfahrung des Scheiterns in der Welt erleben: Die Welt richtet sich nicht nach den Überzeugungen, die wir von ihr haben. Denn sie ist verschieden von uns und unseren kognitiven Operationen. – Andererseits ist das Verhältnis von Geist und Welt eine Beziehung der Verbundenheit: Wir handeln auch mit der Gewißheit, Wahrheiten zu kennen; wir kommen mit der Welt und in ihr zurecht. Dabei erklären wir uns unseren Handlungserfolg mit der Wahrheit der Überzeugungen, von denen wir uns leiten lassen und beurteilen bestimmte Gewißheiten als rational.

Die Frage, wie das indifferente und das responsive Verhältnis zwischen Welt und Geist zusammenpassen, ist natürlich nicht neu. Sie ist in den Geschichtsbüchern der Philosophie unter der „Idealismus-Realismus“-Kontroverse verzeichnet. Neuer ist hingegen die Radikalisierung dieser Frage in Folge der sogenannten linguistischen Wende.

Die Sprache ist kein eigenschaftsloses Medium zum Ausdruck von Gedanken und zur Darstellung von Tatsachen. Deshalb muß man sich den sprachlichen Denk- und Darstellungsmitteln zuwenden. Das gilt auch für die ziemlich wichtigen, sogenannten semantischen Begriffe wie Tatsache, Wahrheit, real usw. Ihr Zweck ist es im Unterschied zu Begriffen wie Katze, H₂O oder Frühlingsrolle nicht, Gegenstände zu beschreiben – Gegenstände wie die Tatsache, die Wahrheit, die Realität, die bloß abstrakter sind als Katzen, Wasser oder Frühlingsrollen. Die semantischen Begriffe sind innersprachliche Platzhalter für Beziehungen zwischen Sätzen und der Welt. Sie können unter anderem dazu dienen, das Indifferenzverhältnis zwischen menschlichem Geist und Welt auszudrücken. Zugleich spielen sie oberflächlich betrachtet eine erkenntnistmäßig nützlich

che Rolle. Sie markieren Ziele, relativ zu denen kognitive Aktivitäten beurteilt werden – unser Urteilen soll sich von den Tatsachen leiten lassen; das Aufstellen von Aussagen soll dazu dienen, die Realitäten zu erfassen, und das Begründen von Behauptungen soll dem Aufweis der Wahrheit der begründeten Behauptung dienen. Die nützliche Funktion als Zielmarkierungen rückt die semantischen Begriffe in die Nähe von Kriterien, anhand derer wir herausfinden können, ob die Bedingungen erfüllt sind für ein responsives Weltverhältnis, also für eine Verbindung zwischen Geist und Welt.

Wenn man das Funktionieren von Begriffen wie Wahrheit, Tatsache, real eingehender untersucht, wird es aber schwierig, an der Behauptung einer solchen erkenntnismäßig nützlichen Funktion noch festzuhalten. Auf der Ebene der sprachanalytischen Ebene verschärft sich das Problem der balancierten Verhältnisbestimmung zwischen Geist und Welt zu dem Problem, semantischen Begriffen eine zugleich realistische und epistemisch fruchtbare Lesart zu geben. Natürlich ist dieses Problem am offenkundigsten im Falle des Wahrheitsbegriffs. Es wird deshalb in der Gegenwartsphilosophie am intensivsten in Verbindung mit Wahrheitstheorien diskutiert. Entweder trennt man den Wahrheitsbegriff von allen kriterialen Bestimmungen, die ihn mit guten Rechtfertigungen verbinden (= mit Begründungen, die einen Wahrheitsanspruch für Behauptungen legitimieren). Oder man versteht den Wahrheitsbegriff so, daß er ein Ziel mit orientierendem Effekt für den abgibt, der dieses Ziel hat. Macht man den ersten Zug, dann wahrt man zwar seine Rolle, den Unterschied zwischen Wahrheit und begründetem Für-wahr-Halten zu markieren, aber es wird schwer, diesen Unterschied nicht als strikte Geschiedenheit oder Indifferenz zu spezifizieren. Wählt man hingegen die zweite Variante, dann läuft man Gefahr, diesen Unterschied einzuebnen. An den semantischen Begriffen zeigt sich in prägnanter Weise das Problem, den realistischen Sinn kohärent zu erläutern; also den Sinn dafür, daß sich die Welt nicht nach unseren Überzeugungen über sie richtet und daß wir gleichwohl mit unseren begründeten Überzeugungen nicht einfach in der Luft hängen.

Am Ende meines Aufenthaltes im Kolleg war die erste Fassung einer Monographie entstanden, in der ich mich um eine solche kohärente Erläuterung des realistischen Sinns bemühe (*Mit realistischem Sinn. Ein Beitrag zur Erklärung empirischer Rechtfertigung*). Dabei haben sich zwei Vorgehensweisen bewährt. Erstens die Entscheidung, nicht den Wahrheitsbegriff, sondern den Wissensbegriff in den Mittelpunkt zu rücken. Und zweitens zu prüfen, wie weit ein naturalistischer Befreiungsschlag reicht.

Der naturalistische Befreiungsschlag besteht in einer Aufspaltung von Perspektiven. In der einen Perspektive werden wir als weltverbundene

Lebewesen begriffen, die von Natur aus so beschaffen sind, daß sie mit ihrer (Um-)Welt zurechtkommen. Gleichwohl ist diese Welt nicht einfach ein Konstrukt von uns. In der zweiten Perspektive werden wir als Personen betrachtet, die – wenigstens gelegentlich – Begründungen für ihre Überzeugungen, seien es wissenschaftliche oder alltägliche, unternehmen. In dieser Perspektive kommen wir nicht weiter als zu kontextuell mehr oder weniger gut begründeten empirischen Auffassungen, die bis auf triviale Fälle nicht als wahr bewiesen werden können. Dieser Kontextualismus braucht uns aber nicht zu beunruhigen. Sein Schatten, die Skepsis, verflüchtigt sich, wenn man in die erste Perspektive zurückwechself.

Dieser naturalistische Ansatz bleibt nur so lange attraktiv, wie man ihn als Gegengift zur Skepsis ansieht. Er weiß aber nichts zu der Frage beizusteuern, wie man bessere von schlechteren Begründungen und zulässige von unzulässigen Kontextwechseln abgrenzen kann. Deshalb kann der Naturalist übrigens – wie in den mir geläufigen evolutionären Erkenntnistheorien deutlich wird – den Begriff des Lernens auch nur großkalibrig auf der Ebene der menschlichen Gattung, nicht aber auf der Ebene der Individuen erläutern.

Instruktiv ist die Auseinandersetzung mit dem Naturalismus aber gleichwohl (gewesen). Denn er rückte mir ein Bild vor Augen, das die Problembestimmung stark beeinflußt. Man stellt sich das Verhältnis von Geist und Welt nach dem Rodin-Bild des Denkers vor. Das gilt selbst dann noch, wenn man, wie mittlerweile üblich, unser primäres Weltverhältnis nicht als kontemplatives, sondern als praktisches begreift. Denken und Handeln, Argumentieren und Agieren bleiben aber nach wie vor getrennt. Entsprechend wird die kognitive Tätigkeit des Begründens lediglich als eine Betrachtung von wahrheitserhaltenden Relationen zwischen Aussagen gedacht, in der rechtfertigende Beziehungen aufgedeckt, also Gründe entdeckt werden. Damit wird aber schon der Prototyp reflektierenden Handelns, das Experimentieren, konzeptuell ausgeschlossen. Und es wird der konstruktive Zug des Begründens, also die Bildung von rechtfertigenden Gründen verkannt.

Es ist mir in der ersten Fassung der Arbeit aber noch nicht gelungen, ein wirklich schlüssiges Gegenbild als Resümee für meine Alternative zum Naturalismus und als Illustration einer kohärenten philosophischen Explikation des realistischen Sinnes zu liefern. (Henrik Terbrugghens Lautenspielerin im Kunsthistorischen Museum Wien mag ein Vor-Bild sein. Denn die Lautenspielerin in diesem Bild stimmt überlegt hörend ihr Instrument, bedenkt also etwas im Handeln. Aber hier fehlt noch die Anschauung der argumentativen und sozialen Dimension des reflektierenden Begründungshandelns.) *Embodied mind* oder *situated cognition* sind relativ zu dem Material, mit dem ich es zu tun habe, für mich eher noch

Slogans, die sich nicht leicht operationalisieren lassen. Für die ausgereifte Fassung der Monographie wird es noch nötig sein, die erreichte Explikation des Begriffs von empirischem Wissen genauer an verschiedenen Sorten von Wissensquellen wie sinnliche Wahrnehmung, Beobachtung, Experiment, Erinnerung und Zeugenschaft *testimony* durchzuspielen.

Daß ich diese zweite Fassung in meiner Berliner Zeit nicht mehr geschafft habe, hing auch mit einer anderen Verpflichtung zusammen. Zusammen mit Klaus Günther (Fellow im akademischen Jahr 1995/96) organisierte ich für Anfang Juli 1999 eine internationale Tagung mit Philosophen, Psychologen, Rechts- und Politikwissenschaftlern sowie Soziologen in Frankfurt am Main mit dem Thema: „Die Öffentlichkeit der Vernunft und die Vernunft der Öffentlichkeit“. Diese Tagung hatte zwei Ziele. Einerseits sollte sie ein Mitglied meiner Heimatuniversität, Jürgen Habermas, aus Anlaß seines 70. Geburtstages *in vivo*, nicht *in vitro* ehren. Zum anderen sollten solche Vertreter verschiedener Disziplinen zusammengebracht werden, die den Gedanken einer Prüfung für wert befinden, daß Rationalität das Produkt einer sozialen Anstrengung ist, die nicht ohne eine gewisse Struktur von Öffentlichkeit gelingen kann. Neben der Organisatorenrolle übernahm ich die Aufgabe des Korreferenten zu Robert Brandom (Pittsburgh), dessen Buch *Making it Explicit. Reasoning, Representing, and Discursive Commitments* auch in der deutschsprachigen Philosophie eine intensive Rezeption zu finden beginnt. – Freilich hätte sich die Welt indifferent verhalten zu meiner Überzeugung, daß so ein Kongreß nützlich ist, wenn nicht Wolf Lepenies und Joachim Nettelbeck geistesgegenwärtig seine Durchführung sichergestellt hätten.